Initiative
kulturelle
Integration

Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien, der Beauftragte der Bundesregierung für jüdisches Leben in Deutschland und den Kampf gegen Antisemitismus, der Zentralrat der Juden in Deutschland und die Initiative kulturelle Integration haben einen bundesweiten Schreibwettbewerb mit dem Titel »L'Chaim: Schreib zum jüdischen Leben in Deutschland!« ausgelobt.

Im dritten Jahr nach dem antisemitischen Anschlag auf die Synagoge in Halle am 9. Oktober 2019 riefen die Initiatoren alle in Deutschland lebenden Menschen auf, sich mit einem fiktionalen oder nicht-fiktionalen Text zum jüdischen Leben in Deutschland – zu Erfahrungen und Lebensgewohnheiten, zu Eindrücken, zu Anlässen und Begegnungen, ob alltäglich oder besonders –, zur Vielfalt jüdischen Lebens in unserer Mitte zu beteiligen.

Im Zeitraum vom 17. März bis 7. Juni 2022 wurden 182 Wortbeiträge eingereicht, aus denen eine unabhängige Jury im Juli 2022 die zehn prämierten Texte auswählte. Im Rahmen einer feierlichen Prämierung wurden die Preisträgerinnen und Preisträger in Anwesenheit der Jurymitglieder am 6. Oktober 2022 im Literaturhaus Berlin ausgezeichnet.

L’Chaim: Schreib zum jüdischen Leben in Deutschland!

Inhaltsverzeichnis

5 **Jury**

6–8 **Statements der Jury**

9–54 **Prämierte Texte**

10–15 **In my Jewish Bag**
von Dana Vowinckel

16–19 **Willkommen bei den Zuckermanns**
von Dirk Clausmeier

20–23 **Chai**
von Karoline Kay

24–27 **Ich Sehe Nicht Jüdisch Aus**
von Hila Amit

28–31 **Ein Mann mit Migrationshintergrund**
von Asaf Dvori

32–37 **Hat Halle uns verändert? Ein Manifest mutiger, widerständiger Jüdischkeit**
von Ruben Gerczikow & Monty Ott

38–41 **Eine moderne Komödie des Jüdischseins**
von Evgenia Ivanchuk

42–45 **Bis zur Hochzeit**
von Marion Schubert

46–51 **Großvaters letzter Witz**
von Ron Segal

52–54 **Der Pianist aus dem Hochhaus**
von Markus Emanuel Zaja

Jury

Lena Falkenhagen,
Autorin und Vorsitzende
des Verbands deutscher
Schriftstellerinnen und
Schriftsteller

Lena Gorelik,
Autorin

Jo Frank,
Geschäftsführer des
Ernst Ludwig Ehrlich
Studienwerks und
Verleger

Dalia Grinfeld,
Stellvertretende Direktorin
für Europäische
Angelegenheiten bei der
Anti-Defamation League

Dr. Felix Klein,
Beauftragter der
Bundesregierung für
jüdisches Leben
in Deutschland und
den Kampf gegen
Antisemitismus

Claudia Roth MdB,
Die Beauftragte der
Bundesregierung für
Kultur und Medien

Dr. Josef Schuster,
Präsident des
Zentralrates der
Juden in
Deutschland

Olaf Zimmermann,
Sprecher der Initiative
kulturelle Integration
und Geschäftsführer des
Deutschen Kulturrates

Prof. Dr. Mirjam Wenzel,
Direktorin des Jüdischen
Museums Frankfurt

Statements der Jury

Lena Falkenhagen, Autorin und Vorsitzende des Verbands deutscher Schriftstellerinnen und Schriftsteller
»Die Arbeit in der Jury hat mir ein vielfältiges und lebendiges Panorama an Texten über das jüdische Leben in Deutschland aufgezeigt. Die Kreativität der Teilnehmenden hat mich beflügelt.«

Jo Frank, Geschäftsführer des Ernst Ludwig Ehrlich Studienwerks und Verleger
»Als Jury waren wir zunächst über die große Anzahl an Zusendungen freudig überrascht: Die Zahl der Einsendungen spiegelt dazu auch die enorme Vielfalt jüdischen Lebens in Deutschland wider. Das ist für unsere gemeinsame Gesellschaft eine wichtige, ein wertvolle Erkenntnis: dass sich diese Vielfalt auch zeigen möchte und zeigt.«

Lena Gorelik, Autorin
»Wann Kunst, wann Literatur, wann ein Essay gut ist, lässt sich objektiv nicht bewerten; jede:r liest, denkt, fühlt den Text anders. Wenn ein Text die Lesenden – die Jurymitglieder – so bewegt, dass sie darüber streiten, dann hat er etwas geschafft, nämlich, Gefühle zu wecken. Die Debatten über die Texte, die haben nicht nur Spaß gemacht, sondern die Augen geöffnet für Rezeptionen, die sich von der eigenen unterscheiden.«

Dalia Grinfeld, Stellvertretende Direktorin für Europäische Angelegenheiten bei der Anti-Defamation League
»Ich freue mich wahnsinnig, zum wiederholten Male in der Jury mitwirken zu dürfen und meine Perspektive als junge queere Jüdin einbringen zu können. Insbesondere durch das vertonte Vorlesen der eingereichten Texte erhielt ich einen wertvollen Eindruck, welche Themen und Fragen Deutschland zum Thema jüdisches Leben derzeit bewegen.«

Dr. Felix Klein, Beauftragter der Bundesregierung für jüdisches Leben in Deutschland und den Kampf gegen Antisemitismus
»Der Schreibwettbewerb hat die enorme Vielfalt jüdischen Lebens in Deutschland einmal mehr offengelegt. Es war für mich sehr anregend, die vielen kreativen – vergnüglichen wie nachdenklichen – Beiträge zu lesen.«

Claudia Roth MdB, Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien
»Die Gewinnertexte schenken dem Leser Einblicke durch Anekdoten und Beobachtungen, Begegnungen und Geschichten aus und zum jüdischen Leben. Sie sind mal amüsant, mal ernst und mal traurig und zeigen auf unterhaltsame, aber auch eindringliche Weise die Lebendigkeit und Vielfalt jüdischen Lebens in unserer Mitte. Das jüdische Leben im Hier und Heute wollen wir mit diesem Wettbewerb sichtbarer, erlebbar und noch bekannter machen.«

Dr. Josef Schuster, Präsident des Zentralrates der Juden in Deutschland
»Die Einsendungen zum Schreibwettbewerb »L'Chaim« haben mir gezeigt, wie vielfältig der Blick auf jüdisches Leben ist. Die zahlreichen kreativen Beiträge haben mich als Jurymitglied begeistert.«

Prof. Dr. Mirjam Wenzel, Direktorin des Jüdischen Museums Frankfurt
»Die Themen, Formen und Stile der Texte, die zu dem Wettbewerb »L'Chaim« eingereicht wurden, spiegeln die Vielfalt der Perspektiven und Geschichten, die jüdisches Leben in Deutschland heute auszeichnet.«

Olaf Zimmermann, Sprecher der Initiative kulturelle Integration und Geschäftsführer des Deutschen Kulturrates
»Einmal mehr führen uns die eingereichten Beiträge zum Schreibwettbewerb »L'Chaim« vor Augen, wie vielfältig und lebendig die Perspektiven auf das jüdische Leben in Deutschland sind – von nachdenklich bis äußerts vergnüglich.«

Prämierte Texte

Platz

1 **Dana Vowinckel**
In my Jewish Bag

2 **Dirk Clausmeier**
Willkommen bei den Zuckermanns

3 **Karoline Kay**
Chai

4 **Hila Amit**
Ich Sehe Nicht Jüdisch Aus

Asaf Dvori
Ein Mann mit Migrationshintergrund

Ruben Gerczikow & Monty Ott
Hat Halle uns verändert? Ein Manifest mutiger, widerständiger Jüdischkeit

Evgenia Ivanchuk
Eine moderne Komödie des Jüdischseins

Marion Schubert
Bis zur Hochzeit

Ron Segal
Großvaters letzter Witz

Markus Emanuel Zaja
Der Pianist aus dem Hochhaus

Dana Vowinckel, geboren 1996 in Berlin, studierte Linguistik und Literaturwissenschaft in Berlin, Toulouse und Cambridge. Sie arbeitet derzeit an ihrem Debütroman »Gewässer im Ziplock«, der 2023 im Suhrkamp Verlag erscheinen wird. Für einen Auszug daraus wurde sie bei den Tagen der deutschsprachigen Literatur 2021 mit dem Preis des Deutschlandfunk ausgezeichnet. Dana Vowinckel wird vertreten von der Elisabeth Ruge Agentur. Sie lebt und arbeitet in Berlin-Kreuzberg.

1. Platz | 5.000 Euro

In my Jewish Bag

Sie dürfen, wie im mittelschlechten Lifestylemagazin, auf der Seite vor den Kopenhagen-Reisetipps, in meine jüdische Handtasche schauen. Alles, was ich hier mache, ist jüdisch. Wenn ich schreibe, ohne auch nur einmal Jude zu sagen, schreibe ich jüdische Texte. Also ist auch meine Handtasche Jude.

Also ist in meiner jüdischen Handtasche ein jüdischer Füller. Türkise Tinte, die über jüdische Füllerfinger läuft. Die Finger schreiben über jüdisches Leben. Im Füller in meiner Handtasche lebt also jüdisches Leben. Mein Füller sagt Kaddisch. Mein Füller hat es einfach in seiner Identität als Mittelmann. Er muss keine Meinung haben, er hat einfach meine.

Wenn ich meine Meinung äußere, ist es eine jüdische Meinung, selbst wenn ich einfach sage, dass ich keinen Vanillepudding mag. In meiner Handtasche ist kein Vanillepudding. In meiner Handtasche ist Malabi, das habe ich mal in Israel gegessen. Will

ich Malabi einfach lieber mögen, weil das ein Statement ist?

Wussten Sie, dass man in manchen deutschen Regionen Puddingschnecken Eiterbrillen nennt? Wenn man etwas kashern kann, kann man es dann auch trejfen? Können wir Eiterbrillen trejfen?

In meiner Handtasche ist Beruhigungsmittel. Jüdisches Beruhigungsmittel. Jüdisches Penicillin, wissen Sie, ist Hühnersuppe. Jüdisches Beruhigungsmittel sind Babka und Benzos.

Wow. Jüdischer Humor. Die Leute lieben jüdischen Humor. In meiner Handtasche ist ein jüdischer Witz. Oder doch ein Judenwitz. Es ist ein Judenwitz, noch aus meiner Zeit am gutbürgerlichen Gymnasium. Es geht um Schornsteine.

Die Kippa in meiner Tasche drückt meine Sympathie mit Philosemiten aus. Es ist für sie ja voll gefährlich, alle paar Jahre eine Solidaritätskippa zu tragen, man sollte sich mit ihnen solidarisieren. Also trage ich sie an den Solidaritätstagen, damit niemand denkt, ich wäre tatsächlich jüdisch.

In der Handtasche ist Klezmer. Ich hab uns allen einen Gefallen getan und Klezmer versteckt.

Oh, und schauen Sie mal, da ist noch Matzah, von Pessach. Sie nennen das Passah. Und Sabbat. In meine Handtasche sabbert bitte niemand.

In meiner Handtasche wiegt sich ein Minjan liebevoll zu Jedid Nefesch, wenn er nicht gerade an Altersarmut denkt.

In meiner Handtasche ist jüdisches Wasser. Ich pinkle koscher. Obwohl ich schon mal Cheeseburger gegessen habe. Keine Angst, der ist nicht mehr in der Tasche.

In meiner Handtasche sind Diskriminierungserfahrungen. Jedes Mal, wenn ich über sie rede, kommt ein Antisemitismusbeauftragter im Schlaf.

Die Handtasche und ich waren schon viel unterwegs. Als wir in Ravensbrück waren, wollte ich gerne in sie kriechen, als meine Mitschülerin immer wieder sagen musste, dass auch ich dort verbrannt wäre.

Geheimtipp: jüdische Handcreme. Habe ich immer dabei, sie ist wie die jüdische Mutter, die ich nicht habe, sie schaut, dass ich nicht vertrockne, nährt und gießt mich. Ich bin handcremelinear, das ist, wenn die Mutter Handcreme ist und nicht Jüdin. 20 Prozent auf die erste Bestellung mit Code BUZZWORD. Nochmal 20 Prozent mit Code AMBIGUITÄTSTOLERANZ. Jetzt ist die Handcreme günstiger als die Mutter.

In meiner jüdischen Handtasche ist Kram aus dem Asiamarkt, an dem ich vorbeikam, weil ich mit dem Davidsternring nicht durch die Palästina-Demo auf dem Hermannplatz wollte. Ich kaufe Hoisinsauce, eine süße Schüssel, bezahle mit meiner Judenkreditkarte. In der App im Handy in der Handtasche ein Video der Demo: Drecksjude, verpiss dich. Hab mich doch schon in den Asiamarkt verpisst.

Da ist der Schmerz darüber, nie irgendwo hinzugehören.
Der Schmerz, die Tasche schon zu schleppen, und trotzdem fragen alle: wo sind die Koffer?
Sind sie gepackt? Ja, sind sie. Es ist vor allem Heimweh drin.
Auch in meiner Handtasche ist ziehendes Heimweh, manchmal packe ich es aus und denke, ich bin krank, wühle nach Babka und Benzos.

In meiner jüdischen Handtasche ist eine Geschichte: die meines Onkels Raphael G., Sohn des Wissenschaftlers Norman G.
Die Geschichte der Schriftrollen vom Toten Meer und die Geschichte des jüdischen Streits darum, wer sie schrieb. Die Geschichte, eigentlich, von Mythos und Nationalismus, aber auch die Geschichte von vielen Internet-Alias-Figuren, die mein Onkel kreierte, um die Theorie meines Großvaters zu verteidigen.
Das alles erlebte ich, als ich die Grundschule besuchte. Vom Ranzen in die Handtasche hob ich die Scham, mich nicht erklären zu

können, wie erklärt man, was man nicht versteht. Wie erklärt man etwas so Modernes, das so dicht verwoben ist mit der Geschichte. Die Geschichte, die in einem ukrainischen Dorf begann, zwanzig Jahre, bevor es von der SS plattgemacht wurde. Verließ mein Urgroßvater es, damit sein Urenkel E-Mails unter falschem Namen verschicken konnte, um meinen Großvater zu verteidigen?

Ich, Kind der Schickse, habe nichts begriffen, nur, dass es unterschiedliche Welten gibt, dass sie, obwohl sie rund sind, keine überschneidenden Venn-Diagramme bilden.

In die Bibliothek darf man seine Handtasche nicht mitnehmen, man muss sie einschließen, es ist erleichternd, aber den ganzen Juden in der Handtasche gefällt es nicht so gut im Schließfach, also mache ich früh Feierabend.

Feierabend an einem Freitag bedeutet Schabbat, ich sitze bei Josh, dem Rabbi, und seiner Frau Noémi. Josh sagt, ist ja klar, dass das die richtige Theorie ist, mit den Schriftrollen, das wissen doch alle, dafür hätte man keine E-Mails gebraucht.

Ich hätte das gern Norman G. erzählt, doch er ist tot. Er würde nicht in die Handtasche passen, also bitte, irgendwann ist auch mal Schluss.

In der Tasche: Eve, der tote Hund meiner Großeltern. »Even the dog was neurotic«, brüllt die Großmutter.

In meiner Handtasche ist Chicago: sind die Skyline, das Hancock Center, der blaue, blaue See. Ist die Brosche, die ich von Irmgard geerbt habe, die Auschwitz überlebte und eine Freundin meiner Großeltern war, ich habe mit ihr Pink Lemonade getrunken und erst, als ich Jahre später den Kopf in meiner Handtasche vergrub, die Brosche wiederfand, begriff ich die Vorsicht, mit der meine Großmutter Irmgards Hand hielt.

In meiner jüdischen Handtasche ist ein warmer Frühling 2019, in dem ich jemanden kennenlernte, wir schliefen miteinander, als es

schon hell war, und in meiner Handtasche ist eine Lüge, ich habe gesagt, ich kenne alle Coen-Brüder-Filme, dann nahm er mich mit nach Hause, der Sex war gut, sein Penis nicht beschnitten.

In meiner Handtasche ist seitdem mein Goy Toy.

Mein Goy Toy hat die Lüge nicht enttarnt. Er hat aber etwas anderes für eine Lüge gehalten, nämlich eine Wahrheit. In meiner Handtasche ist die Wahrheit, dass die Geschichte über meinen Onkel nicht erfunden ist, mein Goy Toy hat die Geschichte gegoogelt und einen Wikipedia-Eintrag gefunden, der *People vs G.* heißt. Ich liebe meinen Onkel sehr, er fährt mit seinem Klapprad durch New York und ist noch lustiger als Fran Lebowitz.

Aus meiner Handtasche quellen Zärtlichkeit, Zynismus, Zurückgezogenheit. Sogar Zurückgezogenheit quillt, wenn es jüdische Zurückgezogenheit ist.

What's in my Jewish bag? Jewish me. Surprise.

Dr. Dirk Clausmeier, Jahrgang 1975, lebt mit seiner Familie in Berlin. Der promovierte Jurist arbeitet im Bundesfinanzministerium. Er studierte internationales Recht in Potsdam, Paris und Berlin. Im Rahmen seiner Ausbildung lebte er für mehrere Monate in Kambodscha und Tansania. Nach seinem Abitur absolvierte er einen Freiwilligendienst im jüdischen Dokumentationszentrum in Paris. Dirk Clausmeier hat bereits mehrere Fachbeiträge veröffentlicht. »Willkommen bei den Zuckermanns« ist seine erste belletristische Kurzgeschichte.

2. Platz | 3.000 Euro

Willkommen bei den Zuckermanns

»Ach, Sie sind Jüdin? Dann müsste ich leider noch einmal nachfragen, ob der Geflüchtete wirklich damit einverstanden ist, bei Ihnen zu Abend zu essen. Sie verstehen schon, das liegt nicht an Ihrer Person. Das muss ich wegen Israel machen«, sprach die Freiwillige der Willkommensinitiative in das Telefon. »Ich bin Deutsche und was habe ich mit Israel zu tun?«, empörte sich Dana, die noch unschlüssig war, ob sie jetzt anfangen sollte zu kämpfen, einen jungen Syrer zum Abendessen zu sich und ihrem Mann nach Hause einladen zu dürfen. Die Dame auf der anderen Seite der Leitung blieb aber ohnehin hart und gab ihr gar keine Möglichkeit, sich näher zu erklären. »Ich rufe Sie zurück«, hörte Dana im strengen Tonfall, bevor das Freizeichen ertönte. Nach einer halben Stunde meldete sich die Ehrenamtliche wieder und eröffnete, dass Ahmed aus Aleppo bereit sei, auch eine Jüdin zu

treffen. »Sei das nicht wunderbar?«, ertönte sie. Dana habe richtig Glück gehabt und sie sei gerührt, wie toll das Miteinander doch klappe. In Schockstarre nahm Dana die Kontaktdaten von Ahmed entgegen.

Yorai, Danas Ehemann, war nicht begeistert, als sie ihm erzählte, wie der Kontakt zustande gekommen war und riet, das Abendessen wieder abzublasen. Dana meinte, dass Ahmed ja nun nichts für das Verhalten der Helferin könne und er, Yorai, habe doch immer wissen wollen, wen Kanzlerin Merkel da alles ins Land gelassen habe. Dem war nichts entgegenzusetzen und Ahmed wurde eingeladen.

Am Abend berichtete Dana ihrer Schwester Orna und ihrem jüngeren Bruder Ben von dem anstehenden Besuch. Orna war Feuer und Flamme und konnte die Helferin ein ganz klein wenig verstehen, weil sie ja auch die syrischen Gefühle mit im Blick behalten müsse. Sie komme auf jeden Fall dazu und bringe ihre Ehefrau Ulrike mit, die ja auch in einer Willkommensinitiative aktiv sei. »Meinst Du nicht, dass wir den jungen Mann aus Syrien überfordern, wenn ihr da als Frauenpaar auftretet?«, versuchte Dana ihre Schwester auszuladen. Orna empörte sich und Ben warf scherzhaft ein, dass sich Dana nun wie die Flüchtlingshelferin verhalte. Natürlich sollten Orna und Ulrike mit dabei sein, wenn sie das wollten. Und ihm, der von der Initiative nicht viel halte, bleibe ja nun nichts anderes übrig, als auch zu kommen. Es wisse ja keiner, wer da am Ende vor der Tür stehe. Das könne auch gefährlich werden und da wolle er seine Schwestern schon beschützen. Dana und Orna brausten bei diesem Machospruch wütend auf. Sie wurden aber versöhnlich, als Ben ankündigte, ihnen seine neue Freundin Tatiana vorzustellen. Die komme aus Moldawien und sei auch noch nicht lange in Deutschland.

Am nächsten Tag erhielt Dana einen Anruf von ihrer Mutter Miriam, die sich empörte, dass Orna ihr von dem Willkommensessen erzählt habe. Es sei schon unverschämt, die Mutter nicht einzuladen. Sie werde aber mit Papa trotzdem einfach kommen. »Wir überfordern Ahmed. Wir sind viel zu viele«, versuchte Dana auf Miriam

einzureden. »So ein Unsinn. Es wird Ahmed doch gerade gefallen, eine Familie zu erleben, die zusammenhält. Aber sei beruhigt, Papa und ich werden das Kochen und den Abwasch übernehmen.« Letzteres überzeugte Dana.

Acht Augenpaare schauten den jungen schlanken Mann an, als er das Esszimmer der Zuckermanns betrat. Etwas eingeschüchtert nahm er am Kopf der Tafel Platz und lächelte verlegen in die Runde. Betretenes Schweigen trat allerdings nicht ein, weil Orna direkt nachfragte, wie er denn nach Deutschland gekommen sei, auch mit dem Boot von der Türkei nach Griechenland wie die anderen Syrer? Ob er da nicht Angst gehabt habe, fragte Tatiana nach. Wo denn seine Eltern seien, wollte Miriam wissen, und ob die in Aleppo verbliebenen Verwandten und Freunde in Sicherheit seien?

So direkte Fragen war Ahmed gar nicht gewohnt. Er hatte die Deutschen bislang zwar ganz interessiert, aber doch eher zurückhaltend wahrgenommen. Insbesondere wenn es um schwierige Themen wie Krieg ging, wirkten sie angespannt. Jetzt sprudelte er gleich los und konnte erstmals alles loswerden, auf Englisch mit ein paar Brocken Deutsch. Unerwartet wurde er aber immer wieder durch neue Fragen der Tischrunde unterbrochen, wo denn genau sein Bruder jetzt sei? Aha, er weile in Griechenland. In Athen lebe doch ein Cousin von ihnen, der ihn treffen könnte.

Dana reichte die von Miriam zubereitete Hühnersuppe. »Die Suppe ist eine jüdische Spezialität und wir nennen sie auch Penicillin«, erklärte sie Ahmed. Orna und Ulrike bekamen eine Tomatensuppe gereicht. »Wir sind Vegetarierinnen«, betonten die beiden im Duett. »Ach, ihr esst kein Fleisch wegen jüdisches halal?«, fragte Ahmed. »Bei uns heißt das koscher«, erklärte Miriam. »Neben Schächtung gehört dazu auch die Trennung von Milch und Fleisch. Aber mein Mann und ich sind da nicht so streng, eigentlich beachtet das in unserer Familie nur Dana.« »Ich auch«, protestierte Orna, weil sie ja nie Fleisch esse. Alle stimmten ihr lachend zu. »Und Schwein ihr auch wie ich nicht dürft essen«, tastete sich Ahmed weiter vor. »Richtig, Schwein essen wir auch nicht«,

antwortete Miriam. »Ich schon ab und an«, brachte sich nun Ben das erste Mal an diesem Abend ein. »Nicht gut, gar nicht gut, findet Rabbiner das«, mahnte jetzt Tatiana, die erläuterte, dass sie Unterricht in einer Synagoge nehme, weil sie noch nicht ganz jüdisch sei. »Tatiana, für mich bist du das schon«, meinte Miriam liebevoll und streichelte ihrer angehenden Schwiegertochter über die Schulter. Orna und Dana bemerkten dies und wunderten sich, dass ihre Mutter Tatiana offensichtlich schon kannte.

Beim Hauptgang erklärte Orna lebendig die jüdischen Feiertage und erläuterte, dass es im Judentum zum Glück nur einen Fastentag – den Jom Kippur – gebe. Einen ganzen Monat – wie Ramadan – das würde sie ja nicht durchhalten. »Nach Sonnenuntergang gibt es immer besondere Gerichte. Das ist schön«, erklärte Ahmed. »Auf den Sonnenuntergang warte ich am Jom Kippur auch den ganzen Tag«, lachte Ben. Er fahre aber meistens ohnehin nach Israel und schlage sich tagsüber mit seinem Onkel beim Kartenspielen den Bauch voll. »Nicht sagen zu Rabbiner, sonst schaffe ich Prüfung nicht«, jammerte Tatiana. »Für uns ist der Fastentag immer ganz besonders«, brachte Dana einen anderen Blick auf das Thema. »Yorai und ich gehen in die Synagoge und genießen die Gebete und Gemeinschaft, ein Hungergefühl kommt da gar nicht auf.« »Ne, auch in der Synagoge kann einem ganz schön der Magen knurren«, unterbrach Orna ihre Schwester forsch. Aber es stimme, dass die Klänge am Jom Kippur gewaltig seien.

Ben servierte den Nachtisch, ein Erdbeersorbet. Ahmed lehnte sich zurück, als er den Löffel in den Mund steckte. Er betrachtete diese Familie. Es waren alle humor- und liebevoll miteinander verbunden, obwohl sie sich auch widersprachen. Zu jedem Thema schien hier jeder eine eigene Meinung zu haben. Vor allem aber fühlte er eine innige Wärme, wie er sie aus seiner Familie in Aleppo kannte.

Karoline Kay promoviert zu den gesundheitlichen Folgen sozialer Ungleichheit an der Universität Halle. Vorher hat sie in Leeds und Kairo studiert. Sie hat keine Katze, aber das wird noch.

3. Platz | 1.000 Euro

Chai

Wie erzählt man der Welt, dass man Jüdin ist, ohne zu sagen, »Ich bin Jüdin«?

Erfolg ist hier, wenn meine Mit-Jüd*innen mich als ihresgleichen erkennen und unsere goyischen Mitbürger im Dunklen bleiben. Zuerst habe ich es brav bei Jdate versucht. Da ich aber in der ostdeutschen Provinz wohne und in meiner Stadt bereits alle Jüd*innen unter 50 kenne, war ich mit dem Swipen nach fünf Minuten fertig. Sorry, leider keine Matches für dich! Zieh gefälligst nach Eretz Yisroel, oder wenigstens nach Berlin, du Nebach.

Da ein Umzug gerade nicht infrage kommt, musste ich meinen Horizont erweitern. Tinder, Bumble, GoyLove. Beim Erstellen des Profils kann man die Religion angeben. Hier Judentum einzutragen ist, mit Verlaub, doch keine ernst zu nehmende Option. Natürlich machen das manche mutigen Menschen. Ich habe mal probeweise den Dating-Radius bis Berlin erweitert. Plötzlich wurden mir offen als jüdisch erkennbare Menschen angezeigt. Ich aber wohne in einer kleinen ostdeutschen Stadt, in der man seinen Dating-Matches unverhofft in der Mensa begegnet und in der vor zwei-

einhalb Jahren ein bewaffneter Antisemit in der Synagoge ein Massaker veranstalten wollte. Sich auf seinem Dating-Profil als jüdisch zu outen, ist hier keine Option. Oder fehlt mir einfach der Mut?

Es ist eine Sache, festzustellen, dass die Datingbilder stark bearbeitet sind. Aber aus dem Kalten gefragt zu werden, ob man denn hier essen dürfe (weil Mensaessen ist ja nicht koscher, und Jüd*innen halten ja koscher, das haben wir in Reli gelernt …) ist schon schwerer zu verdauen. Danach möchte man manchmal ein bisschen mit Brokkoli werfen. Aber ich esse Brokkoli gerne, auch wenn die Mensa ihn bestimmt nicht nach Insekten absucht. Also besser selber essen, und nur in Gedanken werfen. Bin sowieso schlecht in Sport.

Leider sind auf diesen Apps nicht nur nervige PoWi-Studierende unterwegs. Auch Nazis dürfen swipen und können sich Gesichter merken. Auch sie können die Suchfilter der Dating-Apps nutzen, um jüdische Menschen zu finden. Halten Sie mich für paranoid? Mazel tov, Sie sind ein Goy.

Auf der Straße schaffe ich den Kompromiss der sichtbar-unsichtbaren Jüdischkeit gelegentlich. Die offensichtliche – und daher unmögliche – Option ist eine Kette mit einem Magen David. Ich habe eine, der Stern ist ganze 5 Millimeter groß. Das weiß ich so genau, weil ich den Anhänger vermessen habe, als ich einen antisemitischen Vorfall melden musste. Ich wurde gefragt, ob ich zur Zeit des Vorfalls sichtbar jüdisch war. Ja, ich hatte ganze 5 Millimeter jüdische Sichtbarkeit an mir. Das hatte gereicht.

Meine aktuelle Alternative ist eine Chai-Kette (bitte lesen Sie hier kein Söder-»sch«. Es hat nichts mit Tee zu tun). Selbst Goyim, die dieses Symbol kennen, können es meist bei einer kurzen Interaktion nicht einordnen. Dies hat ein nicht repräsentativer Survey meines Arbeits- und Uniumfeldes ergeben. Diese Kette trage ich auf einem meiner Dating-Bilder. In der Hoffnung, dass die richtigen Menschen sie sofort erkennen. Und die anderen nicht schnell genug. Ich selber suche nach ähnlichen Hinweisen, während ich mich durch die Profile klicke.

Manchmal finden sich welche. Hebräische Tattoos, Fotos aus Israel, die Angabe, dass man Hebräisch spricht. Hebräische Vornamen helfen leider wenig weiter. Leah, Hannah und Daniel sind mit statistischer Wahrscheinlichkeit goyim. Pinchas, Reuben, Naomi? Könnten auch christliche Theologenkinder sein. Da sollte man schon besser etwas tiefer scrollen. Obskure Verweise auf Lämmer, Hirten oder Erlösung? Ein verklärter Blick im Profilbild, kombiniert mit extra bunter Batikkleidung? Besser nach links.

Nach Vornamen zu gehen, ist sowieso keine gute Taktik. Auch jüdische Eltern können ihre Kinder Moritz oder Laura nennen. Christ-opher, -ian, -in, -iane oder schlicht Jesus machen die Sache dann doch schon unwahrscheinlich.

Die Futilität des Ganzen trifft mich jedes Mal, wenn mir klar wird, dass ich selber durch diese Raster fallen würde. Tatsache ist: Jüd*innen können aussehen, heißen und ihre Dating-Profile gestalten wie alle anderen Leute auch. Fast so, als wären wir gar nicht so anders.

Oder doch?

Ist es eigentlich ethisch, von Kartoffeln zu sprechen, wenn man nichtmigrantische Goyim in Deutschland meint? Begibt man sich damit in zu heiße Gewässer? Streut es Salz auf die Wunde? Ist es schlecht, Kartoffel zu sein? Oder ist Kartoffelsein unabhängig von halakhischem Status und eher ein state of mind? Halakha. Wohl das jüdische Lernwort des Jahres 2021 für viele kartoffelige Feuilleton-Leser*innen. Mir ist dieser Status ziemlich egal, sonst wäre ich bei Jdate geblieben. Oder hätte mir doch ein Schidduch arrangieren lassen. Status-Check inklusive.

Ich dachte, das sei klar: Wenn ich mich auf einer vorwiegend goyischen Plattform anmelde, dann erwarte ich natürlich nicht, exklusiv jüdische Menschen zu daten. Daher meine Überraschung, wenn ich mich (meistens beim zweiten Date, falls wir so weit kommen) als Jüdin oute. Dann kommen solche Antworten: »Ich bin aber kein Jude.« (Ach ne, Chris.) »Ich habe aber eine Vorhaut und hänge auch sehr an ihr.« (Ich will sie dir nicht wegnehmen, Anton.)

Mein bisher schlechtestes Date: Moritz, der ein Sommer-Praktikum im KZ gemacht hat und mir hier bei Kaffee und Kuchen in großen und komplett ungefragten Details von den verschiedenen Stationen und Exponaten erzählt. Jeder Versuch meinerseits, das Gespräch in andere Bahnen zu lenken, ist vergeblich. Moritz hat sich heiß geredet und erzählt mir nicht nur von »seinem« KZ, sondern von allen anderen, die er je besucht hat. Er ist stolz und erfreut, dass er es bei dieser Liste auf mehr Besuche bringt als ich. Man muss sich aber schon mit seiner Geschichte auseinandersetzen! Damit meint er mich, nicht sich, denn er hat ja seine Schuldigkeit getan. Nie habe ich so gelitten, während ein Stück Schokokuchen vor mir stand.

Ein paar Stunden nach unserem Date schreibt er, dass er mich gerne bald wiedersehen würde. Er findet mich sehr interessant und ihm gefällt besonders, dass ich nicht deutsch aussehe, denn meine dunklen Haare und Augen sind ja so … exotisch.

Ich wünsche mir, dass Philosemitismus das nächste jüdische Lernwort in den Feuilletons wird.

Es läuft wahrscheinlich auf Folgendes hin: Meine Strategie der unsichtbaren Sichtbarkeit kann nur funktionieren, wenn sie von jüdischen Menschen wahrgenommen werden kann. Wo keine Jüd*innen sind, nämlich auf Dating-Plattformen in Ostdeutschland, hat sie keine Chance.

Vielleicht sollte ich doch öfter zur Synagoge gehen. Unser Kantor sieht sehr gut aus. Das erzählte mir der Gemeindevorsitzende sofort voller Stolz, als ich mich hier angemeldet habe. Trotzdem ist es nicht der schöne Kantor, der mich und meine beiden jüdischen Freund*innen doch ab und zu in die Synagoge bringt. Wir, junge jüdische Menschen in einer Stadt zweieinhalb Jahre nach dem Anschlag, brauchen einander. Und in dieser Stadt ist dies einer der sehr wenigen jüdischen Orte, in denen wir unter uns sein können.

Dr. Hila Amit, geboren 1985 in Tel Aviv, ist freiberufliche Forscherin, Hebräischlehrerin und Autorin. Sie promovierte in Gender Studies an der SOAS University of London. Ihre Kurzgeschichtensammlung »Moving On From Bliss« (Tel Aviv, Am Oved, 2016) wurde mit dem Preis des israelischen Ministeriums für Kultur für Debütautoren ausgezeichnet. Ihre wissenschaftliche Arbeit konzentriert sich auf Judaistik, Diaspora-Studien und Queer-Theorie. In ihrem ersten Sachbuch »A Queer Way Out« (Albany, SUNY Press, 2018) befasst sie sich auch mit Israelis in der Diaspora und wurde mit dem AMEWS (Association of Middle East Women's Studies) Book Award ausgezeichnet.

Sie lebt seit 2014 in Berlin und ist Mitgründerin des neuen literarischen Projekts »Anu ונא نحن: Jews and Arabs writing in Berlin«. Im Jahr 2020 veröffentlichte sie »Hebräisch für alle« (Münster, Edition Assamblage), das den Zugang zur hebräischen Sprache mit queeren und feministischen Methoden ermöglichen soll. Ihr Roman »Die untere Stadt« wurde 2022 in Tel Aviv (Am Oved) veröffentlicht.

4. Platz | 500 Euro

Ich Sehe Nicht Jüdisch Aus

Ich sehe nicht besonders jüdisch aus. Wenn ich durch Neukölln laufe, kann das niemand erkennen. Ich sehe aus wie eine Türkin oder eine der arabischen Frauen. Als ich einmal in der U1 an einem Wochenende spät in der Nacht einen Betrunkenen bat, in der Bahn nicht zu rauchen, sagte er mir, ich solle mich verpissen und nach Spanien zurückkehren. Wenn ich nicht um mein Leben fürchten müsste, hätte ich ihm wahrscheinlich gesagt, dass ich nicht nach Spanien zurückkehren kann, da meine Familie während

der Inquisition von dort vertrieben wurde. Ich habe in Deutschland keinen Antisemitismus erlebt und trotz meines arabischen Aussehens habe ich auch keine Islamophobie erlebt. Ich bin zudem lesbisch und zum Glück habe ich bisher auch keine Homophobie erleben müssen. Das einzige ernsthafte Problem, welches ich auf meinen nächtlichen Spaziergängen in Neukölln habe, ist, dass ich eine Frau bin. Viele Männer haben mich auf der Straße belästigt.

Ich sehe nicht jüdisch aus und ich spreche auch Arabisch, was mich zu einem schillernden Wesen hier in Berlin-Neukölln macht. Wenn ich mir Falafel kaufe, komme ich meist mit den Mitarbeitern ins Gespräch. Mein Vater, so erzähle ich ihnen, wurde in Damaskus geboren, wanderte aber 1948 mit seiner Familie nach Israel aus.

Mein Vater sieht nicht jüdisch aus. Auf einigen Familienfotos sieht er aus wie die arabischen Männer, die in dem Handygeschäft arbeiten, in dem ich letztes Jahr mein Telefon habe reparieren lassen. Die gleiche hellbraune Hautfarbe, die weißen Haare, die um den Oberkopf herum anliegen, der kleine Bauch, der über dem Gürtel hängt.

Mein Vater besucht mich zweimal im Jahr in Berlin, zu Rosch Haschana und zu Pessach. Er hat es aufgegeben, mich zu überreden, nach Israel zurückzu-kehren. Wir veranstalten in meiner kleinen Wohnung ein Abendessen zum jüdischen Neujahrsfest und einen Sederabend zu Pessach. Ich lade auch einige Freunde ein, Israelis und deutsche Juden, die ich im Laufe der Jahre hier kennengelernt habe. Mein Vater und ich fahren mit der U-Bahn zu einem der koscheren Supermärkte und besorgen alle benötigten Lebensmittel. Er bringt seinen Sidur mit und spricht den Segen am Kopfende des Tisches, so wie er es zu tun pflegte, als ich noch ein kleines Mädchen war und er und meine Mutter alle Onkel, Tanten und Cousins zu einem riesigen Abendessen einluden, das um 19 Uhr begann und bis in die frühen Morgenstunden dauerte. Nachdem die Gäste gegangen waren, räumten meine Mutter und ich die Tische ab und wuschen das Geschirr, während mein Vater dafür zuständig war, die zusätzlichen Stühle und Tische zusammenzuklappen und zurück in den Keller zu bringen.

Mein Vater kommt mir glücklich vor, wenn er mit mir in Deutschland feiert. Wir Mizrachi-Juden haben keine Shoah-Erinnerungen oder -Geschichten. Wir haben keine Familienmitglieder auf dem europäischen Festland verloren. Die Gräber seiner Großeltern liegen in Damaskus, nicht in Polen. Es hat ihn nie interessiert, dass ich mich für ein Leben in Deutschland entschieden habe. Er hat kein Problem damit, dass ich Israel verlassen habe. Das Problem ist etwas ganz anderes.

Meinem Vater fällt es schwer, seine Gefühle auszudrücken. Er hat die Tendenz, schwierige Themen in Situationen anzusprechen, wo wir gerade eine U-Bahn erwischen oder in den sechsten Stock des KaDeWe hinauffahren. Aus irgendeinem Grund lösen diese Momente des Übergangs – beim Spazieren oder beim Hinauffahren mit der Rolltreppe – in ihm das plötzliche Bedürfnis aus, dieses Thema anzusprechen. Als ob ein Gespräch darüber im Sitzen zu ernst, zu niederschmetternd werden würde und er oder ich danach nicht mehr in der Lage wären, wieder aufzustehen und zu unserem Leben, unseren Routinen zurückzukehren.

Als er dann doch etwas sagt, zwischen dem zweiten und dritten Stock des KaDeWe, während mich die Designerklamotten aus den umliegenden Verkaufsabschnitten anstrahlen, berühren mich seine Augen mit einem Anflug von Stolz. Dieselben Augen, die zwei Sekunden später, zwischen dem vierten und dem fünften Stock, bei meiner Antwort trotzig zusammenzucken. Er versteht nicht, wie ich zu meinen festen Überzeugungen komme.

Ich möchte ihm sehr deutlich und sanft sagen, dass ich keine Kinder will, dass er keine Enkelkinder haben wird, aber in diesem Moment treten wir von der Rolltreppe und werden von den Gerüchen der Lebensmitteletage des KaDeWe überwältigt, er geht vor mir her und sucht, was und wo er essen möchte, und er sieht plötzlich müde aus, erschöpft vom Einkaufen und davon, dass der Moment vorbei ist: das Gespräch, das wir begonnen haben, aufgehört hat und nicht mehr weitergeführt werden kann. Er macht das nur in diesen beiläufigen Momenten, damit es kein Ende, keinen definitiven Abschluss gibt und er das Thema

wieder aufgreifen kann, wo und wann immer er Lust dazu hat, beim nächsten Übergang von einem Ort zum nächsten.

In diesem Ende, das uns der Moment auferlegt, fasse ich den Entschluss, dass ich das nächste Mal deutlicher werden muss. Ich werde den Tatsachen Gehör verschaffen, keinen Raum für Zweifel lassen, aber gerade bin ich unfähig, der Moment verlässt uns. Wir gehen noch einmal durch die Straßen Berlins, es bleibt nur noch ein Tag bis zum Ende seines Besuchs, es ist fast Jom Kippur und er muss nach Israel zurückfliegen, oder Pessach ist fast vorbei und er muss zu seiner Arbeit zurückkehren, zurück in sein leeres Haus, das Haus, in dem ich aufgewachsen bin, das Haus, welches auf Enkelkinder wartet, aber keine herumlaufen sehen wird, wie es mich früher dort herumlaufen sah.

Ich habe keine überzeugende Erklärung, warum ich keine Kinder will, es ist einfach etwas, das wie ein Stein in meinem Bauch wohnt, der sich nicht heben lässt. Vielleicht ist das der Grund, warum ich Israel verlassen habe, den jüdischen Staat, in dem jede Frau drei Kinder hat oder will, in dem das jüdische Volk wachsen und gedeihen soll. Ich wünschte, mein Vater würde nach Berlin ziehen, um bei mir zu sein. Dann wäre er nicht so allein. Aber wir beide können die Entscheidung des jeweils anderen nicht beeinflussen. Er wird dort bleiben, mich an den Feiertagen besuchen, und ich werde hier bleiben, schwangerschaftslos, mutterschaftslos.

Wir sehen beide nicht jüdisch aus, als wir am Hermannplatz in den 171er Bus einsteigen, der ihn zum Flughafen bringen wird. Wir sehen genauso aus wie die Menschen um uns herum: müde, beschäftigt, traurig. Als ob wir nicht bekommen hätten, was wir wollten, aber wir sind immer noch hoffnungsvoll, wir glauben noch, dass sich etwas ändern wird.

Asaf Dvori ist Dichter und Erzieher. Sein erstes Buch »החפשמל תוטויט« (Entwurf für eine Familie) wurde im Dezember 2019 in Israel veröffentlicht. Er nahm auch an der deutschen Anthologie »Was es bedeuten soll – Neue hebräische Dichtung in Deutschland« teil.

4. Platz | 500 Euro

Ein Mann mit Migrationshintergrund

1.
In der Ausländerbehörde (Haus C, 3. OG)
gibt es acht Toiletten –
vier Porzellanstandardbecken, vier Hocktoiletten.

Der Beamte bellt: Nein! Sitz! Raus!
Ich schwöre, das ist hier das letzte Mal.

2.
Die Elefanten nutzen eine sehr umfangreiche Lautkommunikation. Ein Großteil der Verständigung findet im Infraschallbereich statt. Diese für Menschen unhörbaren Schwingungen werden über mehrere Kilometer durch die Luft und das Erdreich übertragen und sind wenig anfällig für Störungen etwa durch Reflexion oder Absorption.

3.
Mein Körper, ein Friedhof der entwurzelten Sprachen:
das babylonische Arabisch (ein jüdischer Dialekt) meiner Vorfahren,
das Griechische und das Ladino meiner Urgroßmutter,
das Englische wie ein stolzer Kolonialsoldat,
Hebräisch.
Ich kann andere Sprachen sprechen,
keine ist leider Deutsch.

4.
Langsam lerne ich die richtige Aussprache:
»Mein Name ist …«
»Hallo! Wie geht es Ihnen?«
»Ich habe braune Augen.«
»Mein Haar ist aschgrau.«
»Der Tod ist ein Meister aus Deutschland.«
»Können Sie das bitte wiederholen?«

5.
Die Gedächtnisleistungen der Elefanten sind besonders, insofern sie die Rufe abgewanderter oder verstorbener Familienangehöriger noch nach mehreren Jahren wiedererkennen und beantworten.

6.
Das Bellen der Beamten,
das Flüstern des alten Mannes in der U5,
der mir sanft wünschte: »Geh wieder in das Loch zurück, aus dem du gekrochen bist.«
Das coole 17-jährige Mädchen, das in der S42 ihren Blick auf mich warf und laut schrie: »Es gibt jetzt zu viele Flüchtlinge in Berlin …«
Die Blicke, die Blicke, ein Blick …

7.
Wenn ein Elefant stirbt, versammeln sich die anderen um ihn. Umkreisen ihn, heben zum Abschied den Fuß, einige versuchen, ihn wieder aufzurichten, bewachen seinen Körper, bis es Zeit ist, zu gehen, ganze Tage lang.

8.
Wo werden meine Gebeine ihre letzte Ruhestätte finden?
Wer wird zum Abschied seinen Fuß hochheben?
Wer wird zur Schiv'a (Trauerwoche) kommen?
Wer würde laut »Jitgadal wejitkadasch schme raba« sagen?
Wer wird mit »Amen« antworten?

Ruben Gerczikow ist Kommunikationswissenschaftler und recherchiert zu antisemitischen Strukturen. Regelmäßig kommentiert er das politische Tagesgeschehen und bezieht explizit Position zu Antisemitismus, Rechtsextremismus und Islamismus. Von 2019 bis 2021 war er Vizepräsident der European Union of Jewish Students sowie der Jüdischen Studierendenunion Deutschland. Er ist glühender Anhänger des 1. FC Köln.

Monty Ott ist Politik- und Religionswissenschaftler und forscht zu queerjüdischer Theologie. Ott schreibt Artikel zu tagespolitischen Themen, z. B. in der taz, der ZEIT, der Jüdischen Allgemeinen, der Berliner Zeitung oder der WELT, in denen er explizit Position zu Antisemitismus, Erinnerungskultur und Queerness bezieht. Seit über einem Jahrzehnt engagiert sich Ott in der antisemitismuskritischen Bildungsarbeit. Von 2018 bis 2021 war er zudem Gründungsvorsitzender von Keshet Deutschland e. V.

Ende 2022 veröffentlichen Ruben Gerczikow und Monty Ott ihr erstes gemeinsames Buch: »Wir lassen uns nicht unterkriegen«: Junge jüdische Politik in Deutschland.

4. Platz | 500 Euro

Hat Halle uns verändert? Ein Manifest mutiger, widerständiger Jüdischkeit

Unsere Gesellschaft verändert sich. Die bestehenden unsichtbaren Decken und Wände werden niedergerissen. Diejenigen, die allzu lange weniger Macht besaßen, wollen nun die »fast unlösbare Aufgabe« beantworten, »weder von der Macht der anderen, noch von der eigenen Ohnmacht sich dumm machen zu lassen«[1]. Und gemeinsam mit mutigen Menschen, die bereit sind, gegen die Ungerechtigkeiten in unserer Gesellschaft anzukämpfen, schaffen sie es. Am Anfang dessen steht der Versuch, eine gemeinsame Sprache zu finden. Eine Sprache, die Begriffe für ihre Erfahrungen hat. Erfahrungen, die in dieser Gesellschaft immer wieder angezweifelt oder gar geleugnet werden. Erfahrungen, die nicht wichtig genug zu sein scheinen. Nicht wichtig genug, weil selbst die politischen Bewegungen, die doch vermeintlich für die Gleichheit aller kämpften, auch kaum Wert auf sie legen. Es scheint ein unlösbarer Widerspruch zu sein, abstrakte Gleichheit zu fordern und konkrete Unterschiedlichkeit auszuhalten. Doch sollte nicht das erklärte Ziel sein, eine Gesellschaft zu erreichen, in der »man ohne Angst verschieden sein kann«[2]?

Die Kämpfe haben sich verändert. Mutige Menschen haben es geschafft, sichtbarer zu machen, was lange unsichtbar blieb. Doch Jüdinnen:Juden kommen nur selten dabei vor. Sie werden immer

[1] *Adorno, Theodor W.: Minima Moralia: Reflexionen aus dem beschädigten Leben. Sonderausgabe, Suhrkamp, Berlin/Frankfurt am Main 2001, S. 94.*

[2] *Adorno: Reflexionen, S. 184f.*

wieder rausgeschrieben, es wird ihnen abgesprochen, diese Veränderung mit herbeigeführt zu haben. Vielmehr seien es Impulse gewesen, die von außen auf sie eingewirkt hätten. Die Tatsache, dass sich Jüdinnen:Juden in Deutschland seit Jahrzehnten politisieren, dass sie sich Handlungsmacht erkämpfen, wird eingetauscht gegen die Erzählung, dass es lediglich der grassierende Antisemitismus sei, der ihnen politische Reaktionen abverlange. Damit werden sie zu passiven Zuschauer:innen. In dieser Erzählung ist es dann auch der rechtsterroristische Anschlag von Halle am 9. Oktober 2019[3] gewesen, der Jüdinnen:Juden dazu gebracht habe, politisch aktiv zu werden.

Tatsächlich sind viele der Betroffenen aus der Synagoge bemerkenswert öffentlich aufgetreten. Die Betroffenen haben sich trotz enormer Widerstände einen Platz im gesellschaftspolitischen Diskurs erkämpft. Sie haben entschieden eine Erinnerungskultur der vielen und die Wahrnehmung dieses Terroranschlags geprägt.

Wir kennen sie heute durch ihr Engagement in solidarischen Bündnissen, durch ihre Kunst, die das Unsagbare entschweigt, durch ihren leidenschaftlichen Einsatz, jüdische Communities resilienter zu machen. Mit ihren Kämpfen geben sie uns Hoffnung und sie inspirieren uns. Genau deshalb gilt es, mit aller Vehemenz der Erzählung entgegenzutreten, dass all das nur eine Folge von Terror und der Gewalt wäre, die sie durchleben mussten.

Die Geschichte des politischen Aufbegehrens von Jüdinnen:Juden um den Antisemitismus und die mörderische Bedrohung zu ordnen, verrückt das Zentrum. Es entreißt die Handlungsmacht und schiebt mutige, widerständige Jüdinnen:Juden aus dem Fokus. In der Mitte der Erzählung steht plötzlich der Antisemitismus, also vor allem der nichtjüdische Teil dieser Gesellschaft. Doch wenn Jüdinnen:Juden sich Handlungsmacht erkämpfen, dann dreht sich ihre Geschichte eben nicht mehr um den nichtjü-

[3] *In Erinnerung an Jana Lange und Kevin Schwarze, die vor der Synagoge und im Kiez-Döner ermordet wurden.*

dischen Teil der Gesellschaft. Es ist der Augenblick, an dem sie zu selbstbestimmten Erzähler:innen der eigenen Geschichtsschreibung werden. Zu handelnden Subjekten.
Das Momentum, in dem sie sich selbstbewusst Zugriff auf die Erzählung der gesamten Gesellschaft verschaffen und sich einen gleichberechtigten Platz in dieser Erzählung erstreiten. Es ist der Augenblick, in dem sie größer werden als die ihnen zugeschriebene Rolle. Und dieses *Über-sich-Hinauswachsen* und mutig diese Gesellschaft mitzugestalten, ist tief in der jüdischen Tradition verwurzelt.

In der jüdischen Geschichte sind die Beispiele zahlreich, in denen Jüdinnen:Juden widerständig waren, in denen sie sich gegen übermächtige Tyrannei oder die bestehenden Machtverhältnisse auflehnten. Von mutigen Rabbiner:innen über kluge Denker:innen bis hin zu Partisan:innen, es gibt zahlreiche Figuren, die nicht akzeptieren wollten, in einer passiven Rolle zu verharren. Ob Rabbi Akiva, der gegen die römische Besatzungsmacht rebellierte und verbotenerweise die Tora lehrte. Oder Rahel Varnhagen, die sich mit ihrem Schreiben und ihren Salons für die Werte von Aufklärung und Emanzipation einsetzte. Oder die unzähligen Jüdinnen:Juden, die in aller Welt mit der Waffe und mit dem Stift in der Hand gegen das nationalsozialistische Regime kämpften. Genauso wie die vielen Beispiele mutiger Jüdischkeit, die allein die Geschichte Deutschlands nach 1945 kennt. Die mutigen Kämpfe jüdischer *Displaced Persons* gegen ihre Behandlung durch die alliierten Besatzungsmächte und die deutschen Behörden, der Einsatz für ein Fortbestehen des Judentums in den Grenzen der DDR, der Protest der Jüdischen Gemeinde Frankfurt gegen die Uraufführung des von ihr als antisemitisch empfundenen Stückes »Der Müll, die Stadt und der Tod« von Rainer Werner Fassbinder, der Widerstand französischer und deutscher Jüdinnen:Juden unter der Führung von Beate und Serge Klarsfeld gegen die deutsch-rumänische Rücknahmevereinbarung 1992 und die damit zusammenhängende Abschiebung von Rom:nja aus Deutschland nach Rumänien sowie den gesellschaftlichen Rechtsruck und nicht zuletzt die Pluralität jüdischer Organisationen, die seit fast einem Jahrzehnt für eine solidarische Gesellschaft kämpfen – vom *Ernst Ludwig Ehrlich*

Studienwerk über die *Jüdische Studierendenunion* Deutschland bis hin zu *Keshet Deutschland*.

Besonders in Erinnerung bleibt uns dabei auch der mutige Protest des Zentralratsvorsitzenden Ignatz Bubis, der öffentlich Position gegen die Pogrome in Rostock-Lichtenhagen bezog. Er klagte an, dass die Pogrome nicht das Ziel hatten, eine Verschärfung oder Abschaffung des Asylrechts herbeizuführen. Vielmehr hätten die Pogrome auf die Vertreibung oder sogar auf die Vernichtung von Asylbewerber:innen abgezielt.[4]

All diese Facetten jüdischer Politisierung lassen sich nicht nur als eine Geschichte des Antisemitismus in Deutschland erzählen. Sie lassen sich nicht als eine Geschichte erzählen, die sich dann doch um die nichtjüdische Gesellschaft dreht und sie in ihrem eigenen Selbstverständnis bestätigen soll. Nein! Das alles ist der mutige Griff nach Selbstbestimmtheit. Der seinen Weg in die vollendete Selbstermächtigung geht. Es ist das mutige Ringen, das tief in jüdischen Werten wie *Tikkun Olam* und der jüdischen Geschichte verwurzelt ist. Die Frage, ob Halle uns verändert hat, sollte nicht nur vor dem Hintergrund dieser Ereignisse beantwortet werden. Die Antwort muss eine Erzählung leidenschaftlicher Kämpfe von Jüdinnen:Juden für eine bessere Gesellschaft sein. Eine Gesellschaft, die für jede:n von uns einen Platz hat und nicht nur für einige wenige. Eine Gesellschaft, in der wir Verantwortung für das tragen, woran wir im ganz handgreiflichen Sinne keine Schuld haben. Eine Gesellschaft, in der man füreinander aufsteht.

[4] Vgl. Leggewie, Claus: Druck von rechts: Wohin treibt die Bundesrepublik? Beck'sche Reihe. C.H. Beck, München 1993, S. 27.

Evgenia Ivanchuk, geboren 1999 in Rivne (Ukraine), zog 2004 mit ihrer jüdisch-ukrainischen Familie nach Deutschland. Aufgewachsen in Wuppertal und Bonn entschloss sie sich nach ihrem Abitur, »Politics & Government« in Frankreich zu studieren. Ihren Bachelorabschluss erhielt sie 2020 nach zwei Auslandssemestern in den USA. In ihrer Freizeit schreibt sie neben Gedichten und Liedtexten auch gerne Kurzgeschichten. Zurzeit schreibt sie ihre Masterarbeit zu dem Thema »Solidarität mit der Ukraine – Eine Frage der Persönlichkeit?« als Abschluss ihres Doppelmasterstudiengangs der Sciences Po Paris und der Freien Universität Berlin.

4. Platz | 500 Euro

Eine moderne Komödie des Jüdischseins

Seit Mascha Goikhman sechs Jahre alt war, versuchte die ganze Welt sie davon zu überzeugen, dass ihr Leben eine Tragödie sei. Ein Trauerspiel geprägt von Absurdität. Ein perfektes Skript für einen wehleidigen Low-Budget-Film. Schließlich war sie eine eingedeutschte Frau mit Migrationshintergrund – geprägt von einer schwierigen Kindheit –, gestrandet in einer tiefsinnlichen Identitätskrise, und dazu war sie auch noch Jüdin. Das klang geradezu nach einem deutschen Bestseller. Wenn sie sich erst dazu entscheiden würde, ihre Geschichte auf Papier zu bringen, war ihr gutes Geld versprochen.

Das erste Mal als sie jemand nach der Geschichte ihrer Familie gefragt hatte, war Mascha acht Jahre alt. Sie saß brav in der ersten Reihe des evangelischen Religionsunterrichts, ihr Ranzen ordentlich gepackt, der gelbe Schnellhefter auf dem Tisch und ihre Aufmerksamkeit vollkommen nach vorne gerichtet. Ihre Mutter hatte ihr gesagt, es sei wichtig, dass sie in der Schule aufpasse und gute Noten bekäme. Nichts sollte ihrer erfolgreichen Integration in die Mehrheitsgesellschaft im Wege stehen. Was ihre Mutter ihr nicht gesagt hatte, war, dass es nicht unbedingt hilfreich sei, gute Noten in der Grundschule zu bekommen, wenn man wirklich dazugehören möchte. Was ihre Mutter ihr auch verschwiegen hatte, war die Tatsache, dass Mascha durch ihren Migrationshintergrund automatisch drei Schritte hinter dem Rest der Klasse hertapsen würde. Sie kannte die deutschen Sprichwörter nicht, die in Klassenarbeiten abgefragt wurden. Sie kannte die deutschen Lieder nicht, die auf dem Pausenhof gesungen wurden. Sie aß kein Abendbrot. Sie war anders. Und so kam es, dass das erste Mal als Mascha mehr als der Rest ihrer Klasse wusste, sie natürlich übereifrig davon erzählte. Ihre Babuschka hatte ihr schon ein paar persönliche Geschichten erzählt, sie brauchte diese nur zu wiederholen. Ihre Lehrerin hatte sie danach bestürzt angeschaut und dabei hatte sie doch danach gefragt …

In Maschas Familie sprach man nicht oft über die Vergangenheit. Zumindest nicht über diesen Abschnitt der Vergangenheit. Es wurde oft über Politik diskutiert und die ehemalige Sowjetunion wurde regelmäßig nach langen Familienfeiern bei einer Tasse übersüßtem Schwarztee kritisiert. In Deutschland war es besser. In Deutschland musste es besser sein. Kein stundenlanges Anstehen, um das Paar Schuhe zu kaufen, welches für die nächsten Jahre reichen sollte. Kein tägliches Trinken von selbstgebranntem Alkohol, um den Alltag zu vergessen. Keine Unterdrückung der eigenen Identität. So sollte es doch eigentlich sein, oder? Maschas Babuschka hatte ihr immer davon erzählt, wie gut sie damals in der Schule war und wie sie die Goldmedaille für einen hervorragenden Schulabschluss in der Ukraine bekommen hatte. Trotzdem wurde sie bei den besten Instituten des Landes nicht angenommen.

In ihrem Ausweis stand nämlich direkt nach ihrem Familiennamen und Geburtsdatum mit handschriftlichen Buchstaben, dass sie Jüdin war. Nicht als Religion, sondern als Nationalität – wie ein Urteil über die Zukunft, die einem zustand.

»Bist du gläubig?«, hatte man Mascha gefragt. War sie gläubig? Sie glaubte an sich selber. Sie glaubte auch, dass sie in Deutschland glücklicher war, als sie es in der Ukraine hätte sein können. Aber glaubte sie an einen Gott? Und wenn sie nicht religiös war, war sie dann auch wirklich jüdisch? In der Sowjetunion war jeder atheistisch – so sind viele jüdische Traditionen in ihrer Familie in Vergessenheit geraten. In Maschas Familie wurde kein Schabbat eingehalten. Auch in die Synagoge ging man nur zu Feiertagen und das auch nicht immer. Ihre Mutter behandelte das Jüdischsein wie ein Geheimnis. Es war ihr nicht peinlich, das behauptete sie zumindest, aber die deutschen Nachbarn und Freunde mussten es auch nicht unbedingt wissen.

Ihre ersten Freunde in Deutschland hat Mascha in der jüdischen Gemeinde beim Kinderchor getroffen. Dort musste sie sich nicht erklären, übersetzen oder rechtfertigen. Dort war sie eine von vielen. Jüdischsein hieß für sie, Russisch zu sprechen und über Klischees zu lachen. Ja, wir haben komische Nasen! Ja, Geld ist unseren Familien wichtig. Ja, unsere Eltern möchten, dass wir Ärzte oder Anwälte werden. War das denn so schlimm? Das einzige Thema, wo Meinungen auseinandergingen, war das Thema Israel. Viele ihrer jüdischen Freunde hatten Verwandte dort. In ihrer Gemeinde hatte man ihr auch die israelische Hymne beigebracht. Andrere fanden das aber sehr befremdlich. Mit ihren muslimischen Freunden wollte sie auch lieber nicht darüber sprechen, daraus kam schließlich nie etwas Produktives. Ja, sie war eine Jüdin in Deutschland, aber was hat das mit Israel zu tun?

Das erste Mal hatte Mascha Antisemitismus auf der Klassenfahrt in der 5. Klasse erfahren. Erst rückblickend hat sie verstanden, dass es sich wirklich um Antisemitismus gehandelt hatte. Abends, als alle Mädchen ihrer Klasse schon in den knarzenden Hoch-

betten der Jugendherberge lagen, haben sich alle abwechselnd Witze erzählt. Zuerst wurde über das dicke Mädchen in der Klasse gelacht. Danach über das Mädchen mit Kopftuch. Danach über Maschas Vorfahren. Eigentlich fand sie es nicht lustig, aber dennoch musste sie lachen.

Als Mascha schließlich älter war, hat sie selber angefangen Witze zu erzählen. Nicht über die Vergangenheit, aber über die Gegenwart, was vielen Zuhörern unangenehmer war. In ihrer Gemeinde und in ihrer Familie verstand man die Witze besser und lachte gemeinsam. In ihrer Familie lachte man generell oft über das Jüdischsein. Einmal, als Mascha abends in der Cocktailbar mit ihren Freunden saß, wurde ihr schließlich die Rechnung vorgelegt. »Mascha zahlt heute!«, schrie ein Freund und grinste dabei. Mascha machte einen Witz, aber keiner lachte. Alle schauten bedrückt. Ein falscher Zeitpunkt und ein falsches Publikum. Wie konnte sie nur darüber Witze machen? Es war doch ein ernstes Thema! Darüber durfte man nicht lachen. Nicht mehr. Bedrückte Stille.

Immer wenn etwas nicht so lief, wie man es wollte, wenn es so schien, als hätte die ganze Welt sich in einem großen Komplott gegen einen aufgelehnt, sagte Maschas Babuschka, dass es »jüdisches Glück« sei. Als wäre es ein Nebeneffekt des Jüdischseins, mit der Absurdität des Lebens klarzukommen. Maschas Eltern trennen sich kurz nach der Ankunft in Deutschland? Jüdisches Glück. Das Auto kriegt einen Platten auf dem Weg zur Einbürgerungsbehörde? Jüdisches Glück. Es gibt keine Milch mehr im Supermarkt? Jüdisches Glück. In vieler Hinsicht war Jüdischsein für Mascha also mit Absurdität und Humor verbunden. Die Welt versuchte Mascha Goikhman schon immer davon zu überzeugen, dass ihr Leben eine Tragödie sei, und vielleicht stimmte das auch, aber sie wollte meistens lieber lachen.

Marion Schubert (geb. Salomon) wurde 1946 in Shanghai als einziges Kind von deutsch-jüdischen Eltern geboren, die 1939 aus Berlin fliehen mussten. Im Jahr 1949 verließen sie Shanghai und fanden Zuflucht in Jerusalem. 1953 kehrte die Familie zurück nach Berlin. Nach der Geburt ihrer drei Kinder arbeitete sie ehrenamtlich in einer Bücherei der evangelischen Kirche in Bonn, wo die Familie zwischenzeitlich lebte. Darüber hinaus führte sie Schulklassen und Vereine durch die Synagoge. Der Dialog der Religionen und Kulturen ist ihr eine Herzensangelegenheit. Die Themen Heimat, Fremdsein und Freundschaft begleiten sie seit der Kindheit.

4. Platz | 500 Euro

Bis zur Hochzeit

Beim morgendlichen Blick in den Spiegel bemerke ich die kleine Narbe am Kinn. Meine Großmutter hatte mir gesagt, dass bis zur Heirat alles wieder verheilt sein würde, aber es gibt offenbar Narben, die bleiben. Unscheinbare Begleiter des Lebens. Wenn andere sie nicht sehen, sind sie doch da.

Meine Eltern waren 1939 aus Deutschland geflohen. Sie lebten zehn Jahre im Exil in Shanghai, wo ich 1946, ein jüdisches Flüchtlingskind, geboren wurde. 1949 zogen wir nach Musrara, Jerusalem, in den neu gegründeten Staat Israel. Die Turbulenzen dieser Jahre ließen mich ein zurückgezogenes und verschlossenes Kind werden. Das erste Gebot war: »Du sollst deine Eltern nicht verärgern«.

Sie hatten überlebt und ich war ihr Einziges. Keine Risiken mehr eingehen, jeglichen Narbenbildungen vorbeugen. Sie litten genug. Andere Kinder testeten frech ihre Grenzen aus, mir blieb das verwehrt. Dadurch empfand ich mich fremd, sogar unter Juden. Eines Tages wurde ich von einem Jungen huckepack genommen. Mutter hätte dies nie erlaubt. Ich stürzte auf den Boden, sodass der Kopf dröhnte. Seitdem die Narbe. Sie wurde nicht zum Sinnbild der Freiheit, sondern dazu, auf Warnungen zu hören. So wurde ich ein übervorsichtiger Mensch.

In Berlin legten meine Eltern Wert auf die Zugehörigkeit zu einer Gemeinschaft. Jeden Freitagabend besuchten wir den G´ttesdienst in der Synagoge Pestalozzistraße. Zu Hause standen zwei große silberne Leuchter auf einer weißen Tischdecke. Die Challe (ostjidd.) wurde extra beim Bäcker bestellt und »Barches« (westjidd.) genannt. Dieser Hefezopf wurde unter dieser alten, reich mit Stickerei verzierten Decke versteckt.

Das Gestickte weist inzwischen Lücken auf. Die Narben eines Gegenstandes, der für rituelle Zwecke benutzt wurde und eine lange Reise hinter sich hat. Von Posen nach Berlin, dann Shanghai, Jerusalem und am Ende wieder Berlin. Die Lücken sind wie die Narben, die den Besitzern dieser Barchesdecke zugefügt wurden.

Es war die Religion, die mir den Mut gab, mich der Angst zu stellen. Ich stand in der Synagoge Pestalozzistraße beim Kindergottesdienst einmal vor der Bima, dem Pult für die Thorarolle, und las einen Vers auf Hebräisch und Deutsch vor: »Mögen wohlgefällig sein die Worte meines Mundes und das Sinnen meines Herzens … Lasse Frieden walten über uns und über ganz Israel.« Ich sagte dies, zwölfjährig, voller Inbrunst. Dieser Vers hat mich wie ein Segensspruch im Leben begleitet. Die Feier der religiösen Mündigkeit von jungen Frauen (Bat Mitzwa) wurde erst später eingeführt.

Es war nicht leicht, ein Verständnis von den Gebeten zu bekommen, denn es gab keine Erleichterungen wie einen normal lesbaren Druck mit moderner Übersetzung und Transliteration wie heute. Vieles blieb für mich geheimnisvoll.

Zu Hause zündete meine Mutter jeden Schabbat die Kerzen an und sprach dabei laut ein Gebet, das hinterher von einem Murmeln begleitet wurde. Ich glaube, es war ein Dank und eine Bitte. Ich habe sie nie gefragt. War sie bei ihrer verlorenen Familie und betete für sie oder uns?

Warum hatten meine Eltern genau diese Ritualgegenstände immer mitgenommen und nicht verkauft? Sie lebten im chinesischen Exil und in Israel doch in Armut. Verbundenheit mit vergangenen Generationen?

Traditionell bereitete Mutter zu Pessach einen echten »gefillten« Fisch zu. Die Matzeklöße waren aus ganzer Matze, die eingeweicht worden waren, nicht zu vergleichen mit Klößen aus Matzemehl. Was für ein Genuss war die Hühnerbrühe mit selbstgemachten Lokschen (Nudeln). Meine Eltern lebten keinesfalls koscher. Sie legten Wert auf die Tradition, ohne sich strikt an alle Vorgaben zu halten.

Eine Sache aber war unumstößlich. Ich würde eines Tages einen jüdischen Mann heiraten. Insbesondere meinem Vater war dies wichtig. Keine leichte Aufgabe im Deutschland der Nachkriegszeit. Die Kette der Generationen nicht durchtrennen. Trotz Schoa ausgerechnet hier leben, unverständlich für viele Juden in der Welt. Meine Vorfahren hatten an ihrer Religion festgehalten.
Ich überlegte, nach Israel zurückzukehren, es dort zu versuchen. Dann kam Reinhard, aus einer protestantischen Familie. Ich traf ihn beim autogenen Training in einer Volkshochschule.
Vater lernte ihn kurz vor seinem Tod kennen, nicht ahnend, dass er zwei Jahre später mein Mann werden würde.

Mutter war ein nichtjüdischer Schwiegersohn recht, damit ich in Berlin blieb und nicht nach Israel zog. Ich schämte mich, aber verlor nicht diese Verbindung zum »Höchsten«.
Daher behielt ich in dieser »gemischten« Ehe Traditionen bei. Da unsere Feste stets mit üppigen Mahlzeiten einhergingen, feierte mein Mann alles mit. Sei es Schabbat, Pessach oder Chanukka, wenn etwas Leckeres auf dem Tisch stand und es ein gemütliches Beisammensein gab, trug er dafür gerne eine Kippa.

Doch an Pessach fiel es mir schwer, selber den Seder zu leiten. Die Erinnerung war mit meinem Vater verbunden und der Leitung durch den Hausherrn. Egalitären Gottesdienst kannte ich nicht. Es gab keinerlei Hilfestellung und Anleitungen, etwas alternativ zu gestalten. Ich folge der Tradition oder nicht. Keine neuen Narben.

Später lernte ich in der Bonner Gemeinde eine junge jüdische Amerikanerin kennen, die unsere ganze Familie zum Sederabend einlud. Für sie stellte sich die Frage nach einem Hausherrn gar nicht. Wer anwesend war, war dabei, und wer es beherrschte, leitete die Gebete. Sie führte eine praktische Haggada ein mit Umschrift, sodass jeder reihum dran war, einen Vers vorzulesen. Alle nahmen teil. Nicht mehr nur Zuschauer. Nichtjüdische Gäste wurden nicht ausgeschlossen und staunten uns nicht an.

Von da an feierten wir Pessach nur mit allgemeiner Beteiligung, ein Hausherr war nicht mehr nötig. Wie ein Wunder erscheint es mir, dass seit dieser Zeit meine Töchter die Organisation des Sederabends übernahmen und ihren Kindern diese Tradition weitergeben. Frei von Schuldgefühlen, ohne Narbenangst.

Wir genossen Kabbalat Schabbat, den Empfang des Schabbats mit koscherem Kiddusch-Wein. Ich buk den Barches oft selber. Mein Mann war höchst zufrieden, das Wochenende am Freitagabend mit einem festlichen Essen zu begrüßen. Er war ein Familienmensch und hielt die Erfindung des heiligen Abschaltens für einen wahren Segen.

Unsere gemeinsame Begegnung mit dem »Ewigen« war meist im Wald oder an Seen. Dort, wo uns die Natur zum Staunen brachte. Voller »Ehrfurcht« betrachteten wir die Pflanzen und die Schönheit der Landschaft mit »Dankbarkeit«. Die Rituale waren nur Erinnerungen und Ansporn, weiter über ihre Bedeutung nachzudenken. Nicht stehen bleiben an dem früh Erlernten, sondern sich und die Welt mit neuen Einsichten weiterentwickeln. So ich die Narbe immer trage, war es mir doch vergönnt, durch die Liebe Heilung zu erfahren. Meine Großmutter hat in Bezug auf die Heirat recht behalten.

Ron Segal, geboren 1980 in Rehovot (Israel), ist Absolvent der Spiegel Film and Television School in Jerusalem. 2009 kam er mit einem DAAD-Stipendium nach Berlin, wo er auch heute noch mit seiner Familie lebt. 2014 erschien sein Debütroman »Jeder Tag wie heute« (Wallstein), der derzeit als Animationsfilm bearbeitet wird. Sein zweiter Roman »Katzenmusik« (Secession, 2022) wurde in Israel mit dem Yosef Campus Award ausgezeichnet. Die Arbeit daran wurde mit dem Alfred-Döblin-Stipendium der Berliner Akademie der Künste, dem Stipendium des Stuttgarter Schriftstellerhauses sowie durch KulturKontakt Austria gefördert. Im Jahr 2019 erhielt Segal das Arbeitsstipendium für Berliner Autorinnen und Autoren nicht-deutschsprachiger Literatur.

4. Platz | 500 Euro

Großvaters letzter Witz

Opa begrüßt mich mit einem Witz:
»Warum hat eine Totenbahre zwei Stangen, eine Chuppa aber vier?«
»Warum?«
»Weil man bei einer Hochzeit *zwei* Menschen beerdigt!« Er grinst vergnügt.

Ich frage mich: Wie fallen ihm ausgerechnet hier neue Witze ein, auf der Altenpflegestation der Beilinson-Klinik in Petach Tikwa? Zugleich war es immer schon Großvaters Spezialität, an den ungeeignetsten Orten auf neue Witze zu kommen.

Sogar im KZ hat ihm ein Witz mal buchstäblich den Hals gerettet; das Lager weiß ich nicht mehr, den Witz aber schon: »Jesus kommt

auf die Erde zurück und fragt, ob man ihn noch kennt. Zuerst geht er zu einem Christen: *Erkennst du mich?* Der Christ schaut ihn an und sagt: Nein. Als Nächstes fragt er einen Moslem: *Erkennst du mich?* Der Moslem guckt verwirrt und verneint ebenfalls. Zu guter Letzt fragt er einen Juden: *Komme ich dir bekannt vor?* Der Jude mustert ihn von oben bis unten, überlegt kurz und sagt: *Mach mal die Arme breit …*«

Über diese Pointe musste der Scharfrichter so lachen, dass er glatt seine Aufgabe vergaß. Den Häftling 107579 jetzt noch zu hängen, wäre ungefähr so, als wollte er einen guten mit einem schlechten Witz übertrumpfen.

Später ist Opa noch anderen Schicksalsmomenten mit einem Witz begegnet: als er ohne gültiges Visum den Zug von Berlin nach Fiume-Hafen bestieg; als er nach der Ankunft an der palästinensischen Küste im Flüchtlingslager Atlit einsaß; sogar das Herz meiner Großmutter hat er mit einem Witz erobert, und als sie starb, hat er sie mit einem beerdigt. Ich habe sie alle noch Wort für Wort im Kopf, aber das hier soll ja keine Witzsammlung werden, sondern die Geschichte eines witzigen Manns: Mordechai (Moti) Applebaum, mein Großvater.

Erst viel später verstand ich, dass Witzeerzählen Opas Art war, sich aus brenzligen Situationen zu retten, wenn auch nur für einen Augenblick oder bloß in Gedanken. Oft war dabei tatsächlich sein Leben in Gefahr – und sein Humor umso schwärzer. Er war der Clown im KZ, der Scherzkeks in der Eisenbahn, der Hofnarr im Knast.

Auch hier in der Klinik, wo er in ewigem Dämmerschlaf nicht mal allein aufstehen und aufs Klo gehen kann, hält ihn sein Humor wieder am Leben. Hier ist ihm der Witz mit der Chuppa eingefallen. »Jüdischen Humor« nennt man das oft, aber Opa würde widersprechen: Witze sind nicht beschnitten, sondern für alle Konfessionen zu haben – man braucht nur ein gutes Ohr.

Als die Krankenschwester seinen Urinbeutel auswechseln kommt, wandert Opas schläfriges Auge zu ihrem Namensschild, das ungefähr in Nippelhöhe an der rechten Brust prangt: *Levana*. Grinsend fragt er: »Und wie heißt die linke?« Weil Opa alt und lustig ist und im Sterben liegt, lacht Levana darüber. Mich hätte man nach so einem Spruch direkt von der Station gejagt.

Trotz der gelungenen Pointe bin ich nicht zum Spaß hier: Es ist mein *Abschiedsbesuch* – ein schreckliches Wort, in dem nicht das kleinste bisschen Humor steckt. Morgen fliege ich zurück nach Berlin, wo ich lebe, und Opa weiß genauso gut wie ich, dass wir uns nicht wiedersehen werden.

»Stört dich eigentlich, dass ich in Berlin lebe?«, frage ich plötzlich. Das hätte ich ihn vor sieben Jahren fragen sollen, als ich zum Entsetzen meiner Familie dorthin zog. Habe ich aber nicht, und er hat sich damals auch nicht dazu geäußert. Jetzt kann er es nicht mehr: Der Krebs zerfrisst ihm die Lungen, sitzt in seiner Kehle und macht jedes Wort zur Tortur. Wenn ihm also nichts Lustiges einfällt, sagt er lieber gar nichts, und statt mir jetzt zu antworten, schläft er einfach wieder ein.

45 Minuten, eine Stunde, eineinviertel … Häftling 107579 schläft tief und fest, sorglos geradezu. Ich kann nicht mehr warten: Ich küsse seine warme, trockene Stirn, aber als ich mich flüsternd verabschieden will, versagen meine schmerzenden Stimmbänder fast so wie seine.

Als ich mich zur Tür wende, schießt mir durch den Kopf: Ich werde ihn nicht wiedersehen, nie mehr seine Stimme am Telefon hören, und in meinem Hals formt sich ein Kloß – ein Krebsgeschwür aus Traurigkeit. Plötzlich knallt Metall auf Metall, ich drehe mich um: Opa ist hellwach und haut mit seiner Armbanduhr gegen den Bettrahmen, wie ein Gefangener, der mit den Handschellen rasselt.

»Was ist denn, Opa?« Ich trete ans Bett zurück.
Wieder scheppert die schwere Uhr, dann streckt er sein dünnes Ärmchen aus und hält sie mir entgegen.

Da erkenne ich sie – die Uhr, deren Geschichte Großvater mir so oft erzählt hat, als würde ich sie ohne regelmäßige Auffrischung vergessen: Großmutter hat sie ihm zur Hochzeit geschenkt, und anders als seinen Ehering hat er sie kein einziges Mal abgenommen. Die Uhr, deren lautes Ticken man sogar nachts in der Küche hörte und die in einem unbegreiflichen Zufall zu ticken aufhörte, als Großmutter starb – als hätte sie all die Jahre nicht die Zeit gemessen, sondern den Schlag ihres Herzens. Danach hat Großvater sie weder reparieren lassen noch jemals abgenommen. Und jetzt gibt er sie mir. Er winkt mich heran, ich beuge mich über ihn und spüre seinen warmen Atem, als er gequält hervorpresst: »Goltzstraße 57, Schöneberg.« Zum Abschied also kein Witz, sondern ein Rätsel.

Am Flughafen piept der Metalldetektor. Ich händige dem Sicherheitsmann die schwere Uhr aus, der das tote Stück Metall aber nur verdutzt anschaut und zurückgibt.

Nach einer schlaflosen Nacht im Flieger lande ich im Morgengrauen in Berlin und fahre direkt nach Schöneberg – nicht wie jemand auf der Spur eines Rätsels, sondern wie ein Schlafwandler, der von einem fremden Duft angezogen wird.

Die Goltzstraße ist um diese Zeit wie ausgestorben: die Geschäfte geschlossen, die arbeitende Bevölkerung noch zu Hause, während ihre Kinder im Schlafanzug frühstücken. Ruhig scheint die Aprilsonne aufs Kopfsteinpflaster und wird von den vielen Stolpersteinen reflektiert, die es überall in Berlin gibt – aber hier sind sie besonders zahlreich. Bestimmt war dies früher eines der Judenviertel der Stadt.

Ich folge dem Messingpfad, der direkt zu dem einzigen Geschäft führt, das aus unerfindlichen Gründen geöffnet hat. Das Schaufenster wird von einer gewaltigen, schwer tickenden Holzstanduhr dominiert – ein Relikt aus früheren Zeiten. Das ist es! In diesem Laden hat meine Großmutter Opas Hochzeitsuhr gekauft, und jetzt möchte er sie hier reparieren lassen. So schließt sich der Kreis seines Lebens.

Ein Glöckchen läutet, als ich den Laden betrete. Der Mann hinter der Theke scheint ein Zeitgenosse der Schaufensteruhr zu sein – und bestimmt auch jemandes Großvater.
»Entschuldigung«, sage ich.
»Ja bitte?«
»Ich würde gern diese Uhr reparieren lassen.« Mit großer Geste lege ich sie ihm vor, als wäre sie aus Gold statt aus Metall.
Der alte Mann schaut sie ratlos an.
»Tut mir leid, das hier ist keine Uhrenwerkstatt«, sagt er. »Ich bin ein Mohel.«
»Ein *Mohel*?«
»Ich nehme Beschneidungen vor.«
»Ich weiß, was ein Mohel ist … aber warum haben Sie dann eine Standuhr im Schaufenster?«
»Na ja«, sagt der Alte und grinst wie mein Großvater kurz vor der Pointe: »Was hätte ich denn sonst reinstellen sollen?«

Übersetzt aus dem Englischen von Björn Lahrmann.

Markus Emanuel Zaja, geboren 1964 in Lüneburg, lebt seit 1990 im Ruhrgebiet. Er studierte Musikwissenschaften in Göttingen, später Klarinette bei Theo Jörgensmann (Universität Duisburg) und Perry Robinson (New Jersey). Er erhielt 1993 bis 1997 zweimal das Stipendium »Künstlerwohnung Schloß Borbeck« in Essen. Zahlreiche Konzerte in allen Domkirchen des Rheinlandes und bedeutenden Galerien zeigen ihn als Solisten der improvisierten Musik und klassischer Werke. Markus Emanuel Zaja unterrichtete von 2007 bis 2012 das Hauptfach Saxofon an der Folkwang Universität der Künste, Essen. Im Jahr 2019 erhielt er für sein fünfzehnjähriges Engagement im interreligiösen Dialog die Nikolaus Groß-Medaille der Stadtkirche Mülheim an der Ruhr.

4. Platz | 500 Euro

Der Pianist aus dem Hochhaus

I
Der Pianist übte jeden Tag in seiner Wohnung im siebten Stock.
Er lebte in einem Hochhaus von jener Sorte, die vor Jahrzehnten eilig am Stadtrand zusammengesetzt worden waren, im Westen der großen alten Stadt.
Damals waren die Fassaden noch weiß, mit der Zeit kamen einige Farben dazu und die geheimen Zeichen der neuen Bewohner.
Die meisten Nachbarn mochten seine Musik, er kannte alle Lieder, die die Menschen seit über einhundert Jahren sangen.
Einige tanzten auch dazu und sangen heimlich mit.

II
Die Nachbarskinder liebten den Pianisten. Er hatte an all ihren Geburtstagen für sie gespielt, und auch zu Chanas Bat Mitzwa. Das Haus war etwas hellhörig, und sie brauchten nur die Türen auflassen, um die wunderbaren Akkorde und schwebenden Melodien zu genießen.
Wenn jemand gestorben war, spielte er zu Beginn der Schiwe das Lieblingslied der Person, die nun im Olam Haba hoffentlich in Frieden ruhte bis an das Ende dieser Welt.
Dann redeten sie wieder, und er spielte das Stück noch einmal in einer ganz anderen Weise, die sie an ihre Heimat erinnerte, aus der sie nur noch knapp lebend vor vielen Jahren geflohen waren. Das neue Land und die alte Stadt hatten sie ohne Aufsehen aufgenommen und sie genauso behandelt wie alle anderen, nämlich nicht zu freundlich.
Aber dafür wurden die Restaurants farbenreicher und die Supermärkte bunter. Und die Kinder konnten nach einer Weile noch mehr Sprachen, die alten, die neuen und auch die aus den Büchern, die die Flucht auf seltsame Weise überlebt hatten.

III
Wenn es Kummer gab oder eine Krankheit, die Menschen befiel, spielte der Pianist das goldene Lied für alle. Es hatte damals im vorvorletzten Krieg geholfen, alles zu überleben, und es mochte nun helfen, in den unsicheren Zeiten. So viele Hoffnungen und Erwartungen im neuen Land hatten sich nicht erfüllt, die Menschen wurden teils wie Tiere behandelt oder schlimmer, und all die Arbeit erschien vergeblich gewesen zu sein. Was sollten sie tun? Nochmal alles zurücklassen und weiterziehen, halb um die ganze Erde über die Ozeane zu den anderen Verwandten?
Nein, sie beschlossen dort zu bleiben, und weiter der Musik zuzuhören, fast den ganzen Tag.

IV
Als die Plage langsam weniger wurde, blieb es in der Wohnung des Pianisten plötzlich ganz ruhig. Eine Zeit lang dachte sich niemand etwas dabei, doch nach zwei Tagen tauchten die ersten Fragen auf. Das vorsichtige Klopfen an der Tür Nr. 37 zeigte

keine Wirkung, es blieb alles ruhig.
Einige suchten auf dem Dach, ob er da vielleicht ohnmächtig läge, andere im Keller, auch die Kantorin der großen Synagoge wusste nicht, wo ihr Lieblingspianist war.
Chana lief im Hochhaus umher und rief zunächst mit noch kräftiger, dann leiser werdender Stimme: »Dove sei, Rossano?«

Noch zwei Tage später kam eine automatische Nachricht auf das Telefon:

Chnh teyere, nisht mura. Ikh bin auyf turing mit frendz aun ikh vel bald zeyn tsurik. Kenen ir bite vaser di blumen? Ikh breng naye lider!
Danken, ciao!

Bildnachweise

Jury
Lena Falkenhagen: Antje S.
Jo Frank: Stephan Pramme
Lena Gorelik: Charlotte Troll
Dalia Grinfeld: Stephan Pramme
Dr. Felix Klein: BMI
Claudia Roth MdB: Kristian Schuller
Dr. Josef Schuster: Zentralrat der Juden-Thomas Lohnes
Prof. Dr. Mirjam Wenzel: Jüdisches Museum Frankfurt
Olaf Zimmermann: Jule Roehr

Autorinnen und Autoren
Dana Vowinckel: Ruben Regenass
Dirk Clausmeier: Dirk Clausmeier
Karoline Kay: Karoline Kay
Hila Amit: Hila Amit
Asaf Dvori: Naama Landau
Ruben Gerczikow & Monty Ott: Ruben Gerczikow & Monty Ott
Evgenia Ivanchuk: Cosmonauts & Kings
Marion Schubert: Marion Schubert
Ron Segal: Mathias Bothor
Markus Emanuel Zaja: Georg Oleschinski

Die inhaltliche Verantwortung sowie die Urheberrechte an den prämierten Texten liegen bei den jeweiligen Autorinnen und Autoren. Die autobiografischen Angaben stammen von den Autorinnen und Autoren selbst.

schreibwettbewerb-lchaim.de
#jüdischerAlltag

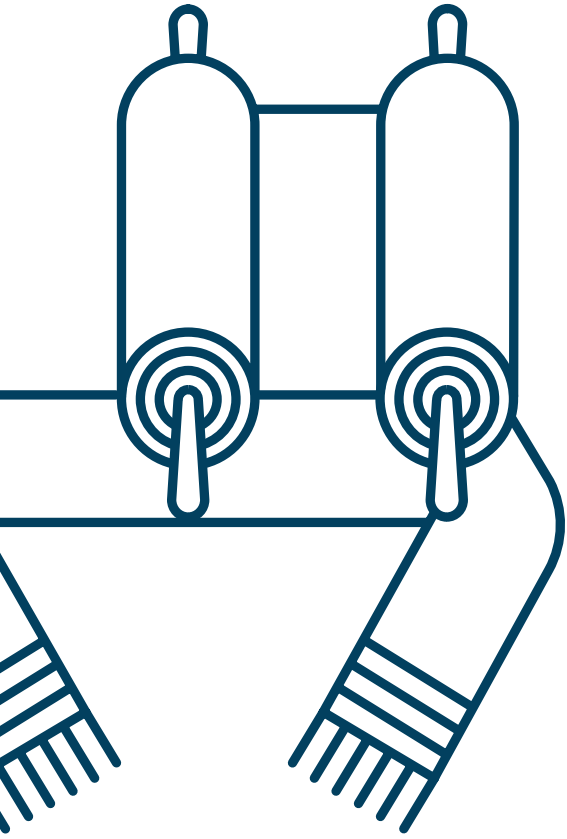
Initiative kulturelle Integration
c/o Deutscher Kulturrat e.V.
Chausseestr. 10
10115 Berlin

Mail: integration@kulturrat.de
Web: kulturelle-integration.de

Instagram: @iki_integration
Twitter: @iki_integration

V.i.S.d.P. Olaf Zimmermann
Geschäftsführer des Deutschen Kulturrates

Redaktion Kristin Braband und Maren Ruhfus
Gestaltung und Satz kognito gestaltung
Herstellung Druckerei Heenemann
ISBN 978-3-947308-52-1

Gefördert aus Mitteln der Beauftragten der Bundesregierung für Kultur und Medien aufgrund eines Beschlusses des Deutschen Bundestags.

Die Beauftragte der Bundesregierung für Kultur und Medien